



Donnerstag, am 14. April 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redakteur: A. G. Th. Winkler (Th. Sell).

Gute Nacht.

Gute Nacht!

Rufet die Glocke vom Thurme,
Leise verhallend im Sturme.
Gott, Euer Vater bewacht
Liebend Euch, d'rum gute Nacht!

Gute Nacht!

Lächelt die Sonne im Scheiden.
Ruhe nach Freuden und Leiden
Stärker zum Tragen Euch macht.
Schlummert d'rum süß. Gute Nacht!

Gute Nacht!

Wispeln die Blumen und neigen
Sanft ihre Häupter. Den Reigen
Tanzen die Elfen ganz sacht
Flüsternd durch's Laub: gute Nacht!

Gute Nacht!

Flimmern die glänzenden Sterne,
Tröstend Dir zu. In der Ferne
Still Dein gedenkend noch wacht,
Freundesherz. D'rum gute Nacht!

Gute Nacht!

Senke Dich freundlich hernieder,
Traumgott! entfess'le die Glieder,
Löse die magische Pracht
Holder Gebild! gute Nacht.

Gute Nacht!

Ruhe und himmlischer Frieden
Werde Euch allen, Ihr Müden!

Hab' Eurer liebend gedacht,
Still im Gebet. Gute Nacht!

Ottilie Kleminska.

Bilder aus Haiti.

(Beschluß.)

Dieser finstere Gast der Antillen herrschte sonst furchtbar auch über Haiti und tödtete vor 10 bis 15 Jahren 8 oder 9 Zehntel der Neuankommenden; Gesellschaften von 12 bis 16 Personen waren gewöhnlich 3 Wochen nach ihrer Ankunft auf einen oder zwei Ueberlebende reduziert, die sich dann fragten, warum sie nicht auch gestorben seyen, denn weder die Diät noch Furchtlosigkeit schützte vor dem Uebel, während oft Schwelger und Trinker bei vollkommenster Gesundheit blieben. Was der Grund dieser furchtbaren Krankheit sey, hat noch kein Arzt ermittelt. Der Eine behauptet sie werde durch Sumpflust erzeugt, aber sie herrscht auch in trockenen Gegenden; der Andere, und wie ich glaube der Richtigste, schreibt sie dem verzehrenden Einfluß der Sonne zu. Doch auch ganz im Innern ihres Hauses lebende Personen werden davon ergriffen; ein Dritter als ein den Antillen eigenthümliches Uebel, so wie die Pest im Orient und die Cholera in Indien; doch wenn dieß wäre, warum würde das gelbe Fieber aufhören, wenn keine Fremden mehr hinkämen, da die Eingeborenen höchst selten und nur in der heftigsten Periode einer Epidemie ergriffen werden? — Ueber einen Punkt nur

sind sie Alle, auch auf dem Festlande Amerika's einig, nämlich, daß es keine ansteckende Krankheit sey, und das habe ich mehreremal an mir erfahren, da ich bei Sterbenden war, und sogar einen Kranken in meinem Hause hatte, ohne den geringsten schädlichen Einfluß zu verspüren. Indessen, so mild dieses Fieber auch seit mehreren Jahren in Haiti seyn mag, so ist es doch ein ängstlicher Mitbewohner und ich sah Schiffe nach Port-au-Prince kommen, auf denen nach 14 Tagen von den 10 Matrosen nur noch der Schiffsjunge übrig blieb. Bekennen muß man aber auch, daß man sich endlich ganz an den Gedanken gewöhnt und bald weiter keine Unruhe verspürt, als in Europa bei schlechtem Wetter an einer Erkältung sterben zu können.

Doch wozu diese schwermüthigen Erinnerungen? Wir wollen lieber darüber hinein und an ein Kapitel kommen, das auch dem trübsinnigsten Melancholikus ein Lachen entlocken würde, nämlich die haitianische Armee. Nicht ihrer geringen Zahl nach ist sie lächerlich, denn sie besteht aus fast 35,000 Mann, eine Anzahl, die sowohl mit der Volksmenge als mit den Einkünften des Staates im schreiendsten Mißverhältniß steht, und für das Land eine drückende Last ist; sondern durch ihren unnennbar komischen Anblick. Nur wenige, dem eigentlichen Dienste des Präsidenten angewiesene Regimenter ausgenommen, bestehen die übrigen aus der buntscheckigsten Zusammensetzung: rosa, himmelblaue, weiße oder graue Beinkleider entsprechen als Vermischung den schwarzen, braunen, gelben und fast weißen Gesichtern; von den Stiefeln bleibt oft nur eine Sohle oder ein Schuh und ein Stiefel, oder ein Schuh und gar nichts; dem blauen Uniformrocke fehlt ein halber Armel, oder die Armel sind aufgeschlitzt, oder wenigstens Faltlöcher und von hinten erblickt man einen blauen Rockschöß und eine grauleinewandene vollgestopfte Tasche, die unter der Patronentasche herabhängt, nicht selten ist auch der Rücken aufgerissen oder doch beträchtlich beschädigt; der Kopfschuß entspricht dem Ganzen: unter dem verwegen aufgesetzten Szako bedeckt ein buntes Madrastuch die Haarwolle, dessen Zipfel oft materlich über ein Ohr herabhängen oder keck in die Höhe streben; dabei ist nun, wie man leicht erräth, weder an soldatische Haltung noch an ein taktmäßiges Marschiren zu denken, ausgenommen wenn die Regimentsmusik erschallt, welche die altfranzösischen Lieder auf eine Art spielt, die Steine erweichen, Menschen rasend machen kann. Nur die Trommelschläger haben ein wahrhaft ausgezeichnetes Talent und geben den Takt mit vollkommener Präzision. Was

die Schildwachen betrifft, so machen die sich ihr schweres Handwerk sehr bequem, da sie gemeinlich auf der Erde oder wohl auch auf einem Stuhle sitzen und jedenfalls ihre Flinte friedlich im Schilderhause liegen lassen. Jeden ersten Sonntag des Monats wird den Truppen ihr sehr schwacher Sold ausgezahlt, jedoch nur denen, welche an diesem Tage bei der Revue erscheinen, weswegen diese denn auch immer die brillianteste ist. Die verschiedenen Regimenter versammeln sich auf dem Marsfelde, einem sehr großen und schönen, aber äußerst schlecht unterhaltenen Platz hinter dem National-Palaste und der Stadt; die Soldaten sind etwas ordentlicher bekleidet, einige Regimenter Kavallerie, die wechselsweise Dienst haben und meistens gut beritten sind, erhöhen auch den Glanz, die Offiziere haben fast alle schöne Uniform und oft vortreffliche Pferde — und so gewährt das Ganze keinen unangenehmen Anblick. Gegen 8 Uhr erscheint der Präsident mit seinem recht glänzenden Generalstabe; er mustert die Truppen und hält bei einigen politisch-gefährlichen Gelegenheiten sogar Anreden, welche die Soldaten durch kränkendes Schweigen oder belebenden Zuruf ziemlich freimüthig tadeln oder loben.

Der Präsident, Pierre Boyer, ist ein Mulatte und gegen 65 Jahre alt, jedoch sieht er weit jugendlicher aus, wie es überhaupt bei farbigen Personen oft der Fall ist, welche, einmal über die 40 hinaus, wenig mehr altern. Boyer hat unter Veclerc als Adjutant gedient, stand mit den Franzosen in steter Verbindung, war einige Zeit in Paris und hat so die äußeren liebenswürdigen Formen der ehemaligen, jetzt, ach! so sehr verschwundenen französischen Artigkeit beibehalten, seine Unterhaltung ist lebhaft, der Ausdruck seiner feinen und beweglichen Gesichtszüge ist klug und herzlich zugleich, obwohl man vielleicht eine Frage stellen dürfte, ob diese letzte Eigenschaft mehr als Schein sey. Sein längliches, schmales Gesicht hat vom Regier nur die schönen Augen und blendenden Zähne; sonst herrscht ganz der europäische Typus vor; seine Gestalt ist höchstens mittelmäßig aber sehr proportionirt und zart; der Ton seiner Stimme hat etwas sehr Einschmeichelndes und ich glaube, daß, wenn er gefallen will, er selten sein Ziel verfehlt. Was seine politische Laufbahn betrifft, so war sie stets, und oft in schwierigen Fällen, von aller Grausamkeit entfernt, ja man kann sogar sagen, daß das von Pethion und von ihm befolgte System der Milde und Nachgiebigkeit jetzt in Schwäche und Indolenz ausartet. Als früher Dessaline in St. Marc und Christophe im Kap mit nicht zu glaubender Grausamkeit herrschten, war Pethion's Milde nicht bloß Menschlichkeit sondern wahre Staatsklugheit und

ihr verdankt Haiti unverkennbar seine endliche Beruhigung und Vereinigung in einen Staatskörper; jetzt aber sind die Wunden des Bürgerkrieges längst geheilt und die nur zu indolente Bevölkerung bedürfte eines festgreifenden Herrschers und nicht einer Regierung, die Alles geschehen läßt, um selbst geduldet zu werden. Wie verderblich diese unbegrenzte Nachsicht ist, das beweisen die Fortschritte, welche Haiti im Handel und Ackerbau unter Christophe's blutigem Scepter machte: er zwang die Einwohner zur Bebauung des Zuckerrohrs, der Baumwolle und des Kaffees; er erbaute Schlösser und Festungen, die zwar verfallen aber noch in Erstaunen setzen, an seinem Hofe herrschte Luxus, Pracht und höfliche Sitte; mit einem Worte, in seinem Kopfe hatten sich die Ideen eines Gesetzgebers entwickelt. Jedoch bei seinem unerhörten Blutdurste und gänzlicher Nichtachtung des Menschenlebens mußte auch das Gute seiner Regierung nur Haß erwecken und zum Beweise dessen werden wenige ganz authentische Anekdoten genügen. Zu dem Baue seines Schlosses bei'm Kap ließ er Männer und Frauen jedes Standes durch Soldaten in den Straßen und auf den Spaziergängen aufraffen und man behauptet, daß die Anstrengung und ungewohnte Arbeit gegen 30,000 Menschen das Leben gekostet hat. Nachdem es beendet und von ihm bewohnt war stand er eines Tages nach dem Essen auf dem, über einem hohen Felsen erbauten Balkon und der Bediente brachte ihm seinen Kaffee; doch der Kaffee war kalt und sogleich erfaßte Christophe den Bedienten um den Leib und warf ihn nebst Tasse und Kaffeebret über den Altan in den Abgrund. Ein anderes Mal trug ein Bedienter eine prachtvollte Porzellanschüssel die Treppe hinauf, fiel und die Schüssel ging entzwei; die dabeistehende Schildwache, welche wohl wußte, welches Schicksal den Unglücklichen erwartete, konnte sich des Ausrufes nicht enthalten: „Du bist verloren!“ Der Bediente sieht den Soldaten mit heimtückischer Wuth an, steigt die Treppe hinauf, bekennt seine Ungeschicklichkeit und wird von Christophe augenblicklich zum Tode verurtheilt. „Schon recht!“ sagte der Bediente, „aber die untenstehende Schildwache hat mich gestoßen und deswegen bin ich gefallen.“ — „Nun, so werden sie Beide erschossen,“ rufte Christophe, und der Urtheilspruch ward augenblicklich vollzogen.

Von diesen, von Negern an Negern verübten Gräueltthaten schließe man nun auf diejenigen, welche in der Revolution an den Weißen vollbracht wurden, und man wird erkennen, daß alle Ausschweifungen einer krankhaften Einbildungskraft kaum die Wirklichkeit er-

reichen. Bei der Einnahme von St. Marc wurden z. B. alle Häuser umzingelt, die Weißen niedergemetzelt, und das Regiment Neger marschirte ab, die gespießten kleinen Kinder auf den Bayonetten als Siegeszeichen tragend. In Port-au-Prince wurden die Gefangenen an die Soldaten als Belohnung ausgetheilt, welche sie dann, mit Bewilligung der Obrigkeit, außerhalb der Stadthore erstachen, um sich ihre Kleidung und Wäsche zueignen zu können. Daß Dessaline seine Gefangenen zwischen zwei Brettern zersägen, vor die Mündung einer Kanone binden, oder mit anderen namenlosen Martern hinrichten ließ, ist anerkannte Thatsache. Haiti's Boden ist schrecklich mit Blut getränkt worden und was einst die Spanier an den Eingeborenen und dann die Franzosen an den Negern verbrachten, das haben ihre Enkel schmerzlich gebüßt, ungerecht sogar, möchte man sagen, denn die Revolution in Haiti war keineswegs das Ergebniß der endlich erschöpften Geduld der Sklaven und der Sieg der Verzweiflung; sondern einzig die Folge der französischen Revolution, welche in der Konvention den Beschluß erzeugte: „Alle Menschen seyen vor dem Gesetze gleich;“ und in den Köpfen der Kolonisten Ideen erweckte, welche sie mit französischer Geschwätzigkeit von einer Seite verbreiteten und von der anderen mit aristokratischer Halsstarrigkeit unterdrückten, bis endlich beide Theile in den Abgrund stürzten, den sie mit wahnsinniger Verblendung selbst gegraben hatten. Betrachtet man diese in ihren Folgen so unberechenbare Umwälzung als Mensch und Philosoph, so kann man sich nur freuen, daß die Sklaverei dadurch ihrem Ende nahe gebracht ward; beurtheilt man sie aber als Staatsmann und Weltbürger, so kann man sich wohl nicht verhehlen, daß diese Menschenrasse, wiewohl so alt als die unserige, doch noch zu früh einer zwar ungerechten aber doch für sie nothwendigen Tutel entrisen wurde, da wohl noch ein Jahrhundert stufenweiser Befreiung über die Generation der Sklaven hätte hingehen sollen, ehe sie zum Genuß und Gebrauch der vollen Freiheit, d. h. zur freiwilligen Unterwerfung unter die von der Vernunft und Religion gegebenen Gesetze, wären fähig geworden. Jetzt ist frei seyn für sie gleichlautend mit Nichtsthun und ungestraft stehen, trinken, schreien zu können und dieser jammervolle Begriff muß unvermeidlich eine der schönsten, reichsten und bedeutendsten Inselgruppen der Erde wieder dem Zustande der Verwilderung entgegenführen, welche man mit weniger philanthropischer Unklugheit zu einem glücklichen Staate hätte umbilden können.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

O, Du mein theures Berlin! Vaterstadt meines Geistes! Mutterstadt meiner Liebe! Du meine Favorite unter den Städten! Du Idol aller Philister! Du ehrsame Stadt, die Weißbier trinkt und um 10 Uhr zu Bette geht! Berlin, Berlin, wie hast Du so mit einem Male die Schellenkappe über die Ohren gezogen, wie bist Du so zur Narrin geworden, zum Spott Deiner Schwestern, zum Gelächter der ganzen Welt! Pfui, daß Du, Blühende, Dich geberden kannst wie eine alte Jungfer, die einen greisen Gecken für ihre Liebessehnsucht geködert hat! Schäm Dich! Sieh', die Kleinstädter reichen Dir die Hand und dügen Dich; ja die Klügeren lachen sich in's Fäustchen und schaben Dir Rüben! Schäm Dich! Ist es so, daß Du Deinen Enthusiasmus zeigt? Welchen Werth hat Dein Enthusiasmus noch! Blöde Thörin, geh' in Dich! Wehe, wie nüchtern wirst Du, Nüchterne, nach diesem Rausche seyn!

Niemals ist das Verdienst: „verständlich zu seyn,“ größer, als in Zeiten allgemeiner Narrheit. Die Verständigkeit ist aber nur in dem Falle Verdienst, wenn sie sich äußert, wenn sie den Muth hat, der allgemeinen Narrheit entgegenzutreten. Sie würden sehr irren, wenn Sie glaubten, daß die tolle Aktion nicht eine Reaktion zu Wege gebracht habe. Es bildete sich allerdings eine Partei gegen den Unsinn, allein diese Partei war still, ärgerte sich im Stillen und war daher so gut, wie nicht vorhanden. — Professor Subiz war der Erste, der laut und kräftig die Stimme gegen das tolle Treiben erhob, leider mit mehr Animosität, als Energie. Es ist allerdings erklärlich, wie Einem unter solchen Umständen die Galle überlaufen kann, ja überlaufen muß, aber sie soll es nicht; wenigstens dann nicht, wenn man durch seine Stimme solchem Skandal entgegenwirken will. Nur die besonnenste Besonnenheit kann hoffen, dem Enthusiasmus siegend entgegenzutreten. Professor Subiz griff indes das Unwesen nicht als solches, sondern in seinen Motiven an. Er bestreitet List's Künstlerchaft, oder doch die Höhe derselben; er glaubt ihn in einer falschen, verderblichen Kunstrichtung befangen, und nennt ihn mehr einen Techniker, als einen Künstler. Vielleicht geht Professor Subiz hierin zu weit; jedenfalls hat er Unrecht, List, der im zweiten Treffen steht, anzugreifen, bevor er das Vordertreffen geschlagen hat, nämlich das Publikum. In diesem Sinne hat Bellegno (Freiherr v. Schönholz), der sich in einem Aufsatz im „Gesellschafter“ über den Enthusiasmus lustig machte, den Nagel besser auf den Kopf getroffen. Er hat die Lacher auf seine Seite bekommen, während man Subiz anfeindet und hie und da seinen Expektorationen persönliche Motive unterschiebt. Es versteht sich von selbst, daß ihm hierin ein schreiendes Unrecht geschieht. Subiz ist ein viel zu redlicher Mensch, viel zu sehr Ehrenmann, als daß solche Suppositionen irgend welchen Halt hätten oder fänden. Besonders verdrießen soll es ihn, daß eine Künstlerin, die er sehr hoch achtet, Frä. v. Hagn nämlich, eine entschiedene Anhängerin List's geworden ist. Ich wundere mich, daß das ihn wundert. Was ist es anders, als daß sich hier zwei verwandte Geister gefunden haben? Nicht bloß zwei Genialitäten, sondern zwei derselben Art, und wenn die Kunstrichtung List's eine so ganz falsche ist, so ist es auch die des Frä. v. Hagn. Vielleicht bestraft sich in dieser Erkenntnis eine Kunstfunde des Herrn Subiz. Uebrigens hat

dieser mit einem sehr mächtigen Feinde zu kämpfen, nämlich mit dem Dankgefühl der Berliner. List soll nämlich eine wahrhaft königliche Summe an die hiesigen Wohltätigkeits-Anstalten hergegeben (Einige sagen 5,000, Andere 10,000 Thaler) und außerdem viele verschämte Arme sehr reich beschenkt haben. Es ist kaum glaublich, daß Alles, was man in dieser Rücksicht erzählt, wahr sey. So soll er einer armen Frau, die ihn um Unterstützung ansprach, 800 Thaler geschenkt haben, nämlich ein volles Drittel einer ebengehabten Konzerteinnahme. Dem sey wie ihm wolle, Berlin hat eine Katastrophe bestanden, die in den Annalen des Völkerlebens historische Bedeutung verdient; und der Held dieser Katastrophe ist — ein Klavierspieler. Das ist der Punkt, das ist vielmehr der Kleck, und damit Basta!

Vor 10 oder 12 Jahren waren zu gleicher Zeit zwei Taschenspieler in Berlin, Habitt und Bosko, die, indem sie rivalisirten, das Publikum ebenfalls in Alarm setzten, zumal da Saphir damals mit der ganzen Wucht seines Einflusses für einen von den Magiern Partei nahm. Allein damals, so wie früher wegen der Sonntag, ergögte sich das Publikum bloß an dem Pahnengefecht der Parteinehmer und kümmerte sich im Ganzen wenig um die Helden des Kampfes selbst. Jetzt, wo das Berliner Volk im Zuge ist, kommt vielleicht um ähnlicher Ursachen willen eine entschiedenere Parteinahme in „Schatten und Efel“ zu Stande. Erstens nämlich sind zwei rivalisirende Kunstreitergesellschaften bereits hier: nämlich der jüngere Frankoni aus Paris mit seiner Frau, der rittberühmten ehemaligen Kenebel, — und dieser Truppe gegenüber eine zweite unter Direktion der Herren Wollschläger und Kompagnie. Bis jetzt reitet jede Truppe für sich friedliche Quadrillen; allein ich zweifle nicht, daß es zu einem Lanzenbrechen kommen werde. Zweitens aber haben wir alle Ursache zu hoffen, daß auch das Schauspiel eines Zauber-Zweikampfes uns wieder zu Theil werde. Zur Zeit dominirt hier ein Trismegistos Namens Professor Becker, der die Döbler'schen, Boska'schen, Pettorelli'schen u. Kraftstücke produziert und zwar im Schreier'schen Affenlokale, auf dem ein besonderer Segen zu ruhen scheint, denn die Leute strömen schaarenweise in die Zauberbude und es soll mich nicht wundern, wenn der magische Becker endlich zu dem Glauben gelangt, er verstehe die Kunst, Geld zu machen, wenigstens für seinen Beutel. Nun aber lese ich eben im „Figaro,“ daß in das Redaktionsbureau desselben sich ein zweiter Magier, Alexander, mit wahrhaft Merlin-artigen Kunststücken eingeführt habe, und es kann wohl seyn, daß Alexander der Große und Becker Trismegistos sich nächstens in die Haare gerathen. Das wird besonders für diejenigen Journale eine große Freude seyn, welche es sich angelegen seyn lassen, hinführo „inländische Angelegenheiten“ zu besprechen, denn diese Journale werden nun einen großen inländischen Kampf, einen Bürgerkrieg zum Gegenstande ihrer Betrachtungen wählen, und dafür die Rinnsteine, Markthallen, den Südseethran und andere interessante Gegenstände etwas ruhen lassen.

Uebrigens verstehen sich unsere Zeitungen meisterhaft darauf, als Repräsentanten und Dirigenten der öffentlichen Meinung zu fungiren. Sie nehmen alle Aufsätze, die ihnen zugesendet werden, auf, sofern der Verfasser von einer, zur Redaktion gehörigen, Person, d. h. vom Redakteur, von einem der Mitarbeiter, vom Faktor der Druckerei, vom Seher oder vom Austräger empfohlen wird. Diese Maxime ist edel und schön.

(Fortsetzung folgt.)